

(Nachdruck verboten.)

14)

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Saccard trat ins Abrechnungsbureau. Hier pflegte der Vorstand, der sogenannte Liquidator, der eigentliche Grundpfeiler der Firma, mit sieben Gehilfen das ihm täglich nach der Börse vom Chef eingehändigte Notizbuch auszuwickeln und die in Gemäßheit der abgelaufenen Ordres abgeschlossenen Geschäfte den einzelnen Kunden zu überschreiben, wobei er aus den empfangenen Ausführungszetteln die Namen ersah. Das Börjenbuch enthält nämlich keine Namen, sondern nur die kurze Angabe des geschienenen An- oder Verkaufs, mit Bezeichnung des Papiers, der Stückzahl, des Kurses und des Maklers.

„Haben Sie Herrn Mazaud gesehen?“ fragte Saccard hier wieder.

Er erhielt nicht einmal eine Antwort. Der Abteilungs-Vorstand war nicht anwesend, drei der Angestellten lasen die Zeitung, zwei andre schauten in die Luft, während das Eintreten von Gustave Sédille die gesamte Aufmerksamkeit des Kleinen Flory in Anspruch nahm, der morgens im Bureau schriftliche Arbeiten und nachmittags in der Börse die Telegramme besorgte. Gebürtig aus Saintes, Sohn eines Beamten beim Verglaubigungsamt, war Flory bei einem Bankier in Bordeaux angestellt gewesen, bis er gegen Ende des vorigen Herbstes zu Mazaud gekommen war, wo ihm keine andre Aussicht blühte, als vielleicht binnen zehn Jahren seinen Gehalt zu verdoppeln. Bis dahin hatte er sich wohl aufgeführt, war er pünktlich und gewissenhaft gewesen. Erst seit Gustaves Eintritt ins Amt, seit etwa einem Monat, wurde er unregelmäßig und ließ sich von dem sehr eleganten, sehr weltkundigen und mit Geld wohlversehenen neuen Genossen fortreißen, der ihm auch für Damenbekanntschaft gesorgt hatte. In Florys härtigem Gesicht verbarg sich eine lüsterne Nase mit einem lächelnden Mund und verliehenen Augen. Er hatte sich erst zu bescheidenen und wenig kostspieligen Ausflügen mit Fräulein Chichü verstiegen, derzeit Figurantin am Théâtre des Variétés; sie sah ganz prächtig aus, diese magere Heuschrecke vom Pariser Pflaster, diese durchgegangene Hausmeisters-tochter aus dem Montmartre, mit ihrem fahlen Milchsuppen-gesicht, aus welchem zwei wunderschöne, große Braunaugen hervorblitzten.

Noch ehe Gustave den Hut abgenommen, erzählte er Flory vom gestrigen Abend.

„Ja, mein Lieber, ich meinte schon, Germaine würde mich hinauswerfen, weil Jacoby kam. Im Gegenteil: sie hat es fertig getrieben, ihn vor die Thüre zu setzen. Wie, ist mir freilich unklar. So bin ich dageblieben!“

Beide junge Leute erstarrten fast vor Lachen. Es handelte sich um Germaine Coeur, ein Prachtmädel von fünfundzwanzig Jahren, nur etwas schlaff und träge. Der Jude Jacoby, ein Kollege Mazauds, unterhielt sie auf den Monat. Sie war von jeher mit Börsenmännern in Verbindung und immer auf den Monat, das bequemste für sehr beschäftigte Männer, deren Kopf mit Zahlen belastet ist, und welche über die Liebe wie über alles andre Abrechnung halten, ohne für eine wahre Leidenschaft Zeit zu finden. Eine einzige Sorge beunruhigte Germaine in ihrer kleinen Wohnung der Rue de la Michodière, wie sie nämlich das Zusammentreffen von Herren vermeiden könnte, die allenfalls einander kannten.

„Hören Sie mal,“ warf Flory ein, „ich dachte, Sie sparten sich für die schöne Papierhändlerin auf?“

Aber bei dieser Andeutung auf Madame Conin wurde Gustave ernst. Diese war ja geachtet: sie war eine anständige Frau, und wenn sie Zugeständnisse machte, so blieb es stets geheim; nie hatte ein Mann etwas ausgeplaudert, so freundschaftlich ging man auseinander. Daher gab Gustave keine Antwort und fragte seinerseits:

„Und Chichü? Haben Sie sie zu Mabelle geführt?“

„Nein, fürwahr! Das ist zu teuer. Wir sind nach Hause gegangen und haben uns Tee gebraut.“

Saccard stand hinter den jungen Leuten und hatte diese mit rascher Stimme geflüsterten weiblichen Namen gehört. Mit lächelndem Munde fragte er Flory:

„Haben Sie Herrn Mazaud gesehen?“

„Zawohl, mein Herr, er hat mir vorhin eine Weisung gegeben und ist dann in seine Wohnung hinunter gegangen. . . Ich glaube, sein kleiner Junge ist krank, und man hat ihn benachrichtigt, daß der Arzt da sei. . . Sie werden am besten bei ihm klingeln, denn er kann recht wohl ausgehen, ohne wieder herauf zu kommen.“

Saccard dankte und stieg eilig in den ersten Stock hinunter.

Mazaud war einer der jüngsten Wechselmakler. Vom Schicksal begünstigt, hatte er das Glück gehabt, beim Tode seines Oheims Inhaber einer der bedeutendsten Maklerfirmen von Paris zu werden und dies in einem Alter, in dem man noch das Geschäft lernt. Außerdem war er ein kleiner Mann von angenehmem Gesicht, mit einem dünnen braunen Schnurrbart und durchbohrenden schwarzen Augen. Er zeigte eine große Mühsigkeit und einen sehr raschen Verstand. Man nannte ihn schon in der Maklerwelt wegen dieser beim Handwerk so notwendigen Behendigkeit an Geist und Körper, die mit seinem Spürsinn und merkwürdigem Scharfblick vereint ihn in die erste Reihe zu setzen versprach. Abgesehen davon hatte er eine scharfe Stimme, Nachrichten aus erster Hand von den ausländischen Börsen, Beziehungen bei allen großen Bankhäusern und schließlich, wie man sagte, auch einen Vetter bei der Agence Havas. Seine Gattin, eine reizende junge Frau, die er aus Liebe geheiratet, hatte ihm eine Mitgift von einer Million und zweihunderttausend Franken mitgebracht. Von ihr hatte er schon zwei Kinder, ein Töchterchen von drei Jahren und einen Jungen von anderthalb Jahren.

Gerade eben begleitete Mazaud den Arzt bis zum Hausflur zurück. Dieser beruhigte ihn lächelnd.

„Kommen Sie doch herein!“ sagte Mazaud zu Saccard. „Das ist wahr, mit diesen kleinen Wesen gerät man sogleich in Angst und glaubt sie verloren beim geringsten Behweh.“

Und nun führte er ihn in den Salon hinein, wo seine Frau noch saß und das Baby auf dem Schoß hielt, während das Töchterchen, glücklich, die Mutter fröhlich zu sehen, sich auf den Behen emporhob, um sie zu küssen. Alle drei waren blond und frisch wie Milch und Blut, die junge Mutter blickte so zart und so unschuldig drein, wie die Kinder. Er drückte ihr einen Kuß aufs Haar.

„Siehst Du wohl, wir waren verrückt!“

„O, das thut nichts, mein Liebster, ich bin so froh, daß er uns beruhigt hat.“

Vor diesem Bilde echten, großen Glücks war Saccard grüßend stehen geblieben. In dem reich ausgestatteten Zimmer schwebte ein Duft vom glücklichen Leben dieses noch nicht zweiten Ehepaars: seit vierjähriger Ehe wußte man von Mazaud kaum eine vorübergehende Schwärmerei für eine Sängerin an der komischen Oper. Er blieb ein treuer Gatte und hatte ebenso den Ruf, daß er noch nicht allzu viel auf eigene Rechnung spielte, trotz seines jugendlichen Feuers. Und diesen süßen Duft von Glück und wolkenloser Seligkeit atmete man tatsächlich mitten im stillen Frieden der Teppiche und Tapeten in Gestalt eines dicken Rosenstraußes, der aus einer chinesischen Vase hervorquoll und das ganze Zimmer mit Wohlgeruch erfüllte.

Frau Mazaud, welche Saccard oberflächlich kannte, rief ihm fröhlich zu:

„Nicht wahr, mein Herr, es genügt schon der Wille, um stets glücklich zu sein?“

„Das ist meine Ueberzeugung, gnädige Frau,“ antwortete er. „Dann giebt es auch Menschen, die so schön und gut sind, daß das Unglück sie nie anzutasten wagt.“

Strahlend hatte sie sich erhoben. Sie küßte ihren Mann und ging fort, den kleinen Jungen mitnehmend; das Töchterchen folgte ihr, nachdem es noch des Vaters Hals umklammert hatte. Dieser wollte seine Nührung verbergen und wandte sich zum Besucher mit einem echten Pariser Witwort:

„Sie sehen, man moßt sich hier nicht!“

Dann fuhr er lebhaft fort:

„Sie haben mir etwas zu sagen? . . . Wir wollen hinaufgehen, nicht wahr? Wir werden ungestörter sein.“

Oben vor der Kasse erkannte Saccard Herrn Sabatani, welcher den Betrag seiner Differenzen erheben wollte; ihn überraschte der herzliche Gändedruck, den der Makler mit diesem Klienten austauschte.

Sobald sie übrigens in Mazauds Privatbureau saßen, legte Saccard den Zweck seines Besuches dar und erkundigte sich nach den Formlichkeiten, die zur Aufnahme eines Papiers in den amtlichen Kurzzettel nötig wären. Er warf nachlässig hin, das Geschäft, welches er vom Stapel lassen wollte, sei die Banque Universelle mit einem Grundkapital von fünf- und zwanzig Millionen. Jamohl, ein Kredithaus, das besonders zu dem Zweck gegründet würde, große Unternehmungen, die er mit einem Wort andeutete, zu unterstützen.

Mazaud hörte zu, ohne ein Wort zu sagen; dann erklärte er mit tadelloser Zuverlässigkeit die zu erfüllenden Formalitäten. Aber er ließ sich nicht täuschen und dachte bei sich, daß Saccard um einer solchen Kleinigkeit willen sich nicht zu ihm bemüht hätte; deshalb mußte er unwillkürlich lächeln, als jener schließlich den Namen Daigremont aussprach. Freilich besaß Daigremont als Stütze ein riesengroßes Vermögen; man sagte zwar, daß seine Zuverlässigkeit nicht unbedingt feststehe; aber wer sei überhaupt in Geschäften und in der Liebe treu? Niemand! Uebrigens mußte er, Mazaud, Bedenken tragen, über Daigremont die Wahrheit auszusprechen, und dies wegen ihrer Entzweiung, welche seiner Zeit die gesamte Börsewelt beschäftigt hatte. Seitdem gab Daigremont seine meisten Aufträge dem Juden Jacoby aus Bordeaux, einem langen Menschen von sechzig Jahren, mit breitem, fröhlichem Gesicht und einer brüllenden Stimme, die berühmt war, welcher aber mit seinem trägen Schmerzbauch allmählich schwerfällig wurde. Es war gleichsam eine Segnerschaft zwischen den beiden Mältern, dem jüngeren, der durch das Glück begünstigt war, und dem älteren, einem ehemaligen Procuristen, der in vorgerückten Jahren mit Hilfe von Kommanditären in den Stand gesetzt wurde, das Amt seines Prinzipals zu kaufen. Dieser Jacoby war ein Mann von ungewöhnlicher Frömmigkeit und Geschäftserfahrung, der leider durch seine Spielleidenschaft sich hinreißen ließ und trotz erheblicher Gewinne immer am Vorabend eines Krachs stand. Alles schmolz bei den Liquidationen dahin; Germaine Coeur kostete ihn nur einige Tausendfrankenscheine. Seine Frau bekam man nie zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ihre Freundin.*)

Von Ottokar Tann-Bergler.

Die Frau Grebler war sehr unangenehm erstaunt.
 „Was, schon wiederum a Sechserl für a Zeichentafel? Hast Dir do eh erst vorgestern ane g'kauft, Lieserl.“
 Die kleine Lieserl erröthete, schlug die Wäde nieder und murmelte:
 „Wir hab'n halt so viel Aufgaben g'machen, Mutter.“
 „Woher soll ma 's denn nehmen? D' Geschäften geh'n schlecht, 's Essen is jümbteuer und wie schwer san d' vielen Kreuzerln herbeigekauft. Drum sag' i allerweil: den Luxus von solchen kostspieligen Nigeln sollerten sich von Rechts wegen nur d' ganz reichen Leut' erlaub'n. Für Euch brauchert ma ja faktisch a eignes Dulaten-Mandlerl. No, da hast D', aber konnt' mir net so bald wieder.“
 Das Kind nahm das Geldstück, küßte der Mutter die Hand und eilte davon. Sie schien vom Herzen froh zu sein, daß sie die Wortwärsche nicht länger anhören mußte.
 Die Mutter war mit ihr überhaupt seit einiger Zeit nicht mehr zufrieden und sie besprach sich hierüber mit ihrem Manne.
 „I waß net, was das Kind hat. Sie wird mir so zerstreut, schaut ganz blaß und Heber aus, wie wenn s' nur alle großen Feiertag' an' badenen Grill'n g'essen kriegert, und zippelt a beim Tisch allerweil so um.“
 „Mein Gott, sie wachst halt stark,“ tröstete der Meister, „wird si schon wieder geb'n.“
 „Und allerlei Unfurm g'wöhnt si d' Lieserl an. Sie wird g'naschi und stiert mir alle Augenblick im Speisstafel herum. Mir san z'quat mit dem Krutzen und i werd' andre Saiten aufziag'n.“
 „Was Dir net einfallt, Alte. Wär'n nur alle Kinder so folgjam und gutherzig.“
 Die Frau schwieg, ohne überzeugt zu sein. Zu überzeugen war sie nämlich überhaupt nicht, außer von der Wichtigkeit ihrer eignen Meinung.
 Beim Mittagmahl fing sie wieder an.
 „Was machst D' denn mit Dein' Apfelsirudel, Lieserl?“
 „I widel' mir in a Papierl, um ihn in d' Schul mitz'nehmen, Mutter.“
 „Jest ist 'hn g'samm; a Mensch muß seine ordentlich'n Mahlzeit' einnehmen, wenn er g'sund bleib'n will.“
 „I kann wirtll' nimmer, net 's Kantvinsigste Stückel bringert i h'munter.“
 „So laßt 'hn auf'n Teller. Mir werd'n dö Mehlspeis a net in's Spital tragen.“

*) Mit Erlaubnis des Verlegers (Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig) entnommen dem Buche „Se. Majestät, das Kind“. —

Die Kleine schob den Teller sehr langsam zurück, als ob sie immer noch hoffte, daß ein freundlicher Gegenbefehl kommen werde, stand aber dann auf und sagte in gewohnter Weise den Dank für die Mahlzeit.

Als es Zeit zur Schule war, richtete sie sich sorgsam ihre Sachen, und zwar immer in der unmittelbaren Nähe der Mutter, die in der Küche herumwirtschaftete.

„Muttecl!“

„Was willst D' denn schon wieder?“

Keine Antwort.

Aber sie kam langsam näher, gleich einem schmeichelnden Käzchen.

„In der Schul' krieg' i immer so viel Hunger . . .“

„Nimm Dir a Stückel Brot mit. Salz und Brot macht d' Wangen rot.“

Die Lieserl schluckte sehr verdächtig, wie immer, wenn ihr die Thränen nahe sind.

„Mein'n Apfelsirudel von g' Mittag, bitt' schön . . .“

„Geh, nimm Dir 'hn und schau, daß D' mir aus den Augen konntst, Du grauslicher Fröh'samm.“

Das ließ sie sich nicht zweimal sagen. Sie packte rasch und heimlich den ledern Bissen in Papier. Eigentlich war dieser „Bissen“ aber schon mehr eine „große Portion“.

Dann ging sie, beständig nach der Mutter blinzelnd, die überaus „harb“ dreinsah. An der Thüre lehnte sie sich um.

„Bist D' no immer bö's?“

Sie gab früher keine Ruhe, bis sie nicht den Abschiedsfluß erhielt. —

Ein paar Tage vergingen, da kam die gutmütige und sonst so phlegmatische Frau Grebler in Aufregung zu ihrem Mann.

„Du, i bin auf 'was Schredlich's g'kommen.“

„Was giebt 's denn?“ fragte er, fast besorgt.

„Du wirst 's gar net glaub'n woll'n, und 's is do so. Unser' Lieserl . . .“

„Ja, zum Teufel, laß an' net so lang' warten, sonst werd' i ernstli fruchtig.“

„Sie stiehlt und betrügt und lügt.“

„Geh, red' lan' Unsinn daher. Das Kind! Wenn s' an' alten Knopf find't, so bringt s' ihn. Brauchst ihr nur in die blau'n, ehrlichen Augerln z'schau'n . . .“

„I hab's a net für mögli g'halten und 's is do so. Schredli! Sie kratzt mir den Zuder aus'n Ladel, sie verschleppt ihr all's G'wand, das i für'n Hauser berg'richt' hab', und sie filoutiert mir d' Zehnerln für Schulsachen außer, die s' gar net braucht und a net kauft.“

Der Meister rückte das Käppchen von der Stirne zurück und sein Gesicht farbte sich dunkler, wie man es bei ihm selten und nur dann bemerken konnte, wenn die Erregung des Jornes in ihm aufstieg.

„Das wär' mir no lieber, wann i an mein' Kind so was erleb'n müßt'. Wir zwei hab'n doch seit je alls 'than, um sie auf den Weg der Rechtschaffenheit zu füh'n. Da muß s' in a g'fährliche G'sellschaft g'raten sein, von der wir nig wissen.“

„'s kann net anders sein.“

„Das woll'n wir schon h'rausbringen, zum Donnerwetter no amal . . .!“

Er warf wütend das Arbeitszeug von sich und ging hinauf in das Zimmer, wo er sich die Pfeife anzündete und qualmte, daß man hätte meinen mögen, ein Brand sei ausgebrochen. Als die Lieserl heimkehrte, wurde sie gleich zu ihm geschickt.

„Komm' her einmal,“ herrschte er sie an.

Sie näherte sich schen, denn vor dem Vater besaß sie im allgemeinen einen heillosen Respekt, insbesondere aber, wenn er so stark rauchte. Das war niemals ein gutes Zeichen.

„Du warst früher immer ein ordentliches, braves Kind, wie sich's gehört. Warum bist D' auf einmal so schlecht word'n? Was?!“

„Ich weiß net, Vater . . .!“ stotterte sie.

„Du stichst und lügst und betrügst d' Mutter um 's Geld. Du . . .!“

Er packte die zarte Gestalt der Kleinen bei den Schultern und schüttelte sie heftig mit seinen schnigen Fäusten. Das Kind war bleich geworden und zitterte.

„Is 's wahr, sag'? Thust Du das?!“

In seiner Stimme vibrierte mehr Schmerz als Jort.

Sie nickte bejahend und hob bittend die Hände.

„Nimmer will ich's thun, lieber Vater, nimmermehr! Ich weiß, daß es eine Sünd' ist!“

„Wer hat Dich ang'lernt?“

„Niemand, von mir selber hab' ich 's 'than.“

„Lügst D' wieder, Balg? Was hast D' mit den Sachen g'macht? Red'! Ah, Du willst net? . . .“

Er stand auf und langte nach dem Kasten, auf dem der Rohrsack lag.

Das Mädel wimmerte nur:

„Nimmermehr ihu' ich's, meiner Seel' und Gott!“

Er faßte sie und hob den Stuhl.

„Willst D' jest sagen, was Du damit ang'fangen hast?“

Sie wiederholte nur die früheren Worte, als ob die Angst sie verbummt habe. Da fauete der erste Klatschende Hieb. —

Die Mutter konnte nicht mehr länger zuhören. Sie kam herein und fiel ihm begütigend in den Arm.

„Nur net übertreiben, lieber Mann, hast D' denn kein Erharmen?“

Er war atemlos und leuchtete, zu dem Kind gewendet:

„Willst 's jetzt sagen, willst D'?“

Die Furchtbarkeit, die aus den Widen des aufgeregten Mannes bligte, schüchtere sie mehr ein, als der Schmerz der Büchtigung.

„Meine Freundin,“ erwiderte sie, noch immer schluchzend.

Dann gestand sie alles.

Sprachlos lauschten die Eltern der hastigen abgebrochenen Erzählung des Kindes. Der Meister sah unschlüssig nach der Mutter.

„Und deshalb hat sie sich prügeln lassen?“ Er nahm die Fiesel zwischen die Kniee, richtete ihr den Kopf, daß sie ihm direkt in die Augen schauen mußte und sagte: „Wir wollen jetzt mitsammen hingehn.“

Die Fiesel führte die Eltern in ein schmutziges, halbverfallenes, altes Häuslein. Da sah man auf den ersten Blick, daß nur Armut und Elend darin haufen mögen. Sie traten vom Hof aus in ein niederes Zimmer, das mit Wasserdunst erfüllt war, der von dem Waschtrog aufstieg, an dem die Beherrscherin dieser armseligen Häuslichkeit mit nacten, strammen Armen lärmend arbeitete. Sie musterte erstaunt die Gäste.

„Ja, Lieserl, wem bringst d' uns denn da?“

Herr Grebler nahm das Wort:

„Ich hab' das Kind g'rad' vorhin windelweich g'schlag'n, weil ich ihr net g'laubt hab', daß s' ihrer Schulfreundin, der Sie Unterschluß g'geb'n hab'n soll'n, all's zuschleppt, was s' z'haus stiebt.“

Die Wäscherin schob die Wäschestücke beiseite und sagte ärgerlich: „So, so, Lieserl, da hört man ja schöne Sachen!“ Und zu dem Vater gewendet: „Die G'schicht' is richtig. I hab' zwar selber zwa solche Schreihäl' — draußen spektateln s' jetzt grad' auf'm Sandhaufen hint' im Hof — aber was will ma denn machen? Müaht' ma ja an' Kieselstein statt 'n Herzen in der Brust hab'n, wann ma sie bei so an' Unglück ausschleiert. D' Muatter is g'storb'n, der Mann muas in 'n Taglohn. So hab'n mir halt derweil d' armen Wasern unter uns Nachbarslent' verteilt, bis ja was Besser's trifft. Wo viere was z' nagen und z' beißen finden, wird 's Pünste a net verhungern. No und mehrere Schulkameraden siedeln ihner aus Mitleid halt a dann und wann was zu. Aber wenn i a Ahnung davon g'habt hätt', gnä Herr, daß d' Lieserl . . . i bin a arm's Weib, über mi kann gottlob ja Mensch auf der Welt so viel Schlect's nachsagen, als was schwarz unter'm Nagel is!“

Der Meister nahm ihre Hand, die vom Wasser troff, das sie eiligst abwischen wollte.

„Ah, gengan S',“ rief er ihr gemüthlich zu, „machen S' lane G'schichten, das is eh a reine Hand, wenn s' a grad' mit der schmutzigen Wäsch' z' ihun g'habt hat. Aber wissen S' was, das Tagelöhnermadel müassen S' jetzt mir leihen“ — er neigte sich ganz nahe zu ihrem Ohr, so daß die kleine Lieserl kein Wort davon verstehen konnte — „damit i mein Kind net wieder durchtrifschalen muas, wann s' eigentli a Bussel verdient.“

Kleines feuilleton.

cg. Flugtauben. Ritten in Berlin oder auch in einigen andern Städten, Hamburg, Königsberg, Wien wird mancher schon eine Schar Tauben beobachtet haben, die in seltener Gewandtheit hoch in den Lüften elegante Flugschwenkungen ausführen. Das sind Flugtauben. Seit längeren Jahrzehnten besteht nämlich an einzelnen Orten die Liebhaberei, Tauben lediglich zu dem Zweck zu halten, um sich an deren Flugkünsten zu erfreuen. Wer Tauben nicht kennt, sich überhaupt noch nicht mit Tieren abgegeben hat, die Leidenschaft nicht verstehen, mit der mancher dieser Liebhaberei huldigt, und mit der er stundenlang vom Dachboden des Großstadthauses aus dem Fluge der Tauben zusieht. Was ist daran zu sehen? Nun, diese Tiere sind direkt auf gewisse Flugkünste gezüchtet. Da giebt es zunächst Hochflieger. Beim Dehnen des Schlages steigen sie sofort hoch in die Luft empor und zwar thun dies alle Tauben zu gleicher Zeit. Keine bleibt auf dem Dache hocken, keine fliegt seitwärts, alle steigen in geschlossener Schar auf und bleiben immer fest zusammen. Sie führen schöne rasche Schwenkungen aus, ohne sich zu zerstreuen, mitunter steigen sie dabei unglaublich hoch empor, es ist nachgetriesen, daß so eine Schar mitunter sich in einer Höhe von über 4000 Metern tummelt. Das Auf- und Abfliegen, das Hin- und Herschwenken nimmt sich zumal bei klarem Wetter, wenn die Sonnenstrahlen auf dem Gefieder der Vögel blitzen, sehr anmutig aus. Nun giebt es aber außer den Hochfliegern auch sogenannte Purzler. Diese Tauben überschlagen sich in der Luft und lassen sich herabfallen, um sich erst nach einiger Zeit wieder mit dem Gros der Schar zu vereinigen. Alsdann überschlagen sie sich aufs neue und sie thun dies selbst bei ganz kurzem Fluge von einem Dache zum andern. Eine ganze Schar solcher Purzler, die wie in tollem Uebermut sich überschlagen, fallen lassen und sich wieder erheben, gewährt eine fesselnde Unterhaltung. Zu den Flugtauben gehören auch die orientalischen Koller, die, noch wenig verbreitet, eine neue Art von Flugkünsten besitzen. Sie überschlagen sich am Ende ihres Fluges unaufhörlich, so daß es den Eindruck macht, als ob sie aus der Höhe herabrollten. Mitunter rollen sie wirklich bis auf die Erde hernieder.

Eine noch andre Kunst üben die holländischen Ringschläger aus. Sie schlagen beim Fliegen die Flügel laut zusammen.

Abgesehen von ihren Flugkünsten gewähren natürlich diese Taubenrassen im übrigen dieselbe Unterhaltung wie andre Tauben. Um die Rasse rein zu halten oder zu verbessern, wird man eine strenge Auswahl unter den aufzuziehenden Jungen vornehmen. Der interessantesten Rassezucht ist also hier derselbe Spielraum gegeben wie bei den Ziertauben. Und natürlich liefern die jungen Flugtauben, wenn sie den Ansprüchen des Züchters nicht genügen, auch einen guten Braten. Selbstverständlich aber macht dieser die Haltung von Flugtauben nicht bezahlt. Denn diese Tiere suchen sich ja kein Futter selbst und ohnedies ist in den großen Städten, in denen der Flugtaubensport zu Hause ist, die Haltung von Geflügel wenig rentabel. Dagegen ist die Liebhaberei für den, der Zeit hat und einige geringe Kosten daran wendet, eine recht interessante Unterhaltung. Beim Flugtaubensport ist vor allem Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit geboten. Die Tiere werden jeden Tag zur festbestimmten Zeit gefüttert und aus dem Schläge gelassen. Um sie nicht zu ermüden und ihnen die Freude an ihrem Spiel rege zu erhalten, läßt man die Tauben nur einige Stunde des Tages, gewöhnlich vormittags fliegen. Beim schlechten Wetter und im Winter muß natürlich das Flugtaubenspiel ruhen sowohl aus Rücksicht auf die Vögel als auf ihren Besitzer, der auf seinem Dachbodenaussgud ja auf mancherlei Komfort des Lebens verzichtet, aber doch dort keinen Hagelschauer durchmachen oder die Nase erfrieren möchte. —

gr. Die Entwicklung der chemischen Industrie Deutschlands im vorigen Jahrhundert, war das Thema eines Vortrages, den am Donnerstag Professor Otto N. Witt von der Technischen Hochschule vor einem größeren Zuhörerkreise im Hoffmannshause hielt. Der Vortragende erörterte zunächst die allgemeinen Bedingungen für eine günstige Entwicklung der chemischen Industrie und betonte, daß die auf einer mechanischen Verarbeitung dieser Materie beruhende Gewerbetätigkeit der chemisch-technischen Arbeit immer vorausgehe und daß letztere abhängig von dem jeweiligen Stande der theoretisch-chemischen Erkenntnis sei. Wenn nun auch die Chemie die jüngste Wissenschaft sei, die sich hauptsächlich seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt habe, so wiesen doch schon die frühen Anfänge der menschlichen Kulturarbeit die Zeichen chemischen Gewerbetreibes auf. Die exakte chemische Wissenschaft wirkte befruchtend auf die chemische Industrie und es zeigte sich, daß der Markt für die Fabrikate derselben so ungemein aufnahmefähig war, als ob er immer auf die Produkte schon gewartet hätte. Deutschland und Frankreich haben zuerst wenig für die chemische Industrie geleistet; diese entwickelte sich zunächst in England zu großer Bedeutung, und Frankreich fuagte dann ebenfalls nachzukommen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber nahm die chemische Industrie auch in Deutschland einen bedeutenden Aufschwung. Zum Glück fanden sich auch in Deutschland die rechten Männer für die Weiterentwicklung der chemischen Wissenschaft. Männer wie Hoffmann, Liebig usw. haben als Lehrer für die Heranbildung der für die chemische Industrie erforderlichen Kräfte Großes geleistet, und Liebig kann für sich auch das Verdienst in Anspruch nehmen, zuerst staatliche Mittel für ein chemisches Unterrichtslaboratorium flüssig gemacht zu haben. Wenn auch heute die früher übliche Scheidung der Chemie in organische und anorganische längst gefallen ist, so hat diese Trennung doch noch ihren Wert wegen der besonderen Arbeitsmethoden. Welchen Wert die Entwicklung der chemischen Industrie in nationalökonomischer Hinsicht hat, das hatte man an England gesehen, daß die Industrie der Säuren und Alkalien schon frühzeitig soweit ausgebildet hatte, daß es sich die gesamte Kulturwelt tributpflichtig machen konnte, so daß jahrzehntelang aus dem Inselreiche die chemischen Produkte bezogen werden mußten.

Der Vortragende ging dann besonders auf die Umwälzung in der Sodagewinning ein, indem er kurz den Leblanc-Prozess erörterte, bei dem das Kochsalz durch Behandlung mit Schwefelsäure Soda als Endprodukt, Salzsäure als Neben- und Enfsat als Zwischenprodukt liefert. Solvay bildete dann das Ammonial-Verfahren aus. Beide Verfahren vermochten aber nicht den immer größer werdenden Anforderungen in Bezug auf Wirtschaftlichkeit zu genügen. Der Kampf in der Soda-Industrie spielte sich hauptsächlich in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ab. Endlich kam die Elektrotechnik zu Hilfe und es gelang, noch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts das Problem zu lösen. Bei der elektrolitischen Darstellung wird die Kochsalzlösung durch den elektrischen Strom zersetzt und die Umwandlung des dabei entstehenden Natriums in Soda durch Einleitung von Kohlenäure herbeigeführt.

Zu großartiger Bedeutung hat sich im abgelaufenen Jahrhundert auch die Teer-Industrie entwickelt. Die Blütenpracht vorgegeschichtlicher Wälder versteht die heutige Farben-Industrie zu neuem Leben zu erwecken, indem sie als Ausgangsprodukt den unscheinbaren Teer nimmt und ihre Verfahren so vervollkommen hat, daß sie vorteilhafter als die Natur arbeitet. Auch das Problem der Gewinnung künstlichen Indigos ist noch im vorigen Jahrhundert gelöst worden, indem man hierfür das Teerprodukt Naphthalin heranzog und so nach zwanzigjährigen Bemühungen einen wahren Triumph der chemischen Wissenschaft erzielte.

Die gegenwärtige chemische Industrie zeigt nach Professor Witts Ausführungen zur Zeit in Deutschland ein in allen seinen Teilen zusammenhängendes einheitliches Gebilde, welches auf sichere wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Grundlage steht und getrost in die Zukunft blicken kann. Die im Jahre 1900 vom Reichsamt der

Innern veranstaltete Produktionsstatistik hat gezeigt, daß der Wert der chemischen Produktion des Jahres 1897 1 Milliarde Mark ausgemacht hat, von der etwa ein Drittel auf die Ausfuhr entfiel, während die verbleibenden zwei Drittel im eignen Lande verbraucht werden. Die chemische Industrie Deutschlands hat die gleichartigen Industrien der andern Länder überholt und zeigt das erfreuliche Bild ständig zunehmender Produktion. —

k. Der „Proportional-Kandidat“. Eine hübsche Satire, die zwar auf französische Verhältnisse gemünzt ist, die aber auch auf gewisse Verhältnisse im beginnenden Wahlkampf bei uns nicht übel passen würde, bringt der „Figaro“. Es ist ein kleiner Dialog zwischen einem Abgeordneten und seiner Frau.

Abgeordneter: „Jetzt können die Wahlen kommen, liebe Frau. Ich bin meiner Wiederwahl sicher.“

Frau: „Um so besser, denn Cécilie wird erst in fünf Jahren heiratsfähig sein, und . . .“

Abgeordneter: „Hab keine Angst, sie wird die Auswahl haben. In fünf Jahren werde ich nicht nur immer noch Abgeordneter sein, sondern ich werde sogar ein ganz besonderer Abgeordneter sein.“

Frau: „Ich bin erstaunt.“

Abgeordneter: „Du kennst doch die Geschichte vom Pluralvotum, von Proportional-Vertretung?“

Frau: „In Belgien? Ja; aber ich hab nicht viel davon verstanden.“

Abgeordneter: „Ich auch nicht, aber das ist ja gleich; ich habe da eine Idee, ich kann sogar sagen, eine große Idee.“

Frau: „Findest Du?“

Abgeordneter: „Gewiß. Es ist abscheulich, daß in einem Wahlkreis nicht alle Meinungen ihren Vertreter haben.“

Frau: „Wenn es wenigstens nicht mehrere geben soll, ist's wohl nicht anders möglich.“

Abgeordneter: „Da sieht man wieder den beschränkten Geist der Frauen. Ich habe die Absicht, ganz allein die Wähler aller Parteien zu vertreten.“

Frau: „Wie?“

Abgeordneter: „Ganz gewiß. Und meine nächsten Wahlplakate werden die Unterschrift haben: Durand, Proportional-Kandidat.“

Frau: „Ja, aber was soll denn das heißen?“

Abgeordneter: „Natürlich verstehtst Du's wieder nicht. Das soll heißen, daß ich mich verpflichten werde, die Meinungen meiner Wähler im Verhältnis ihrer Stimmenzahl zu vertreten. Wieviel Abstimmende gab es das letzte Mal?“

Frau: „Ungefähr 6000.“

Abgeordneter: „Nun siehst Du, es giebt auch gerade sechs Tage in der parlamentarischen Woche. Für 2000 reaktionäre Stimmen werde ich an zwei Tagen der Woche reaktionär sein. Für 3000 Stimmen von Radikalen an drei Tagen radikal, und so fort . . .“

Frau: „Ja, aber wann wirst Du dann einmal Deine eigne Meinung haben?“

Abgeordneter: „Am Sonntag . . .“

Theater.

Schauspielhaus. „Die Siegesfeier“. Historische Komödie von Hermann Katfch. — Die historische Komödie von Hermann Katfch zeigt etwa die nämliche Mischung von Geschick und Ungeschick, wie die „Kollegin“, das moderne Schauspiel mit dem der Autor im vorigen Jahr debütierte. Bei der herrschenden Theater-öde ist man für jeden kleinen Einfall, der in die Monotonie der Wiederholung einen Schein von Abwechslung bringt, dankbar. Und die Idee in der „Kollegin“, ein modernes, wissenschafts-begeistertes Fräulein Doktor einmal mitten in dem Milieu ihrer Berufsarbeit, im chemischen Laboratorium, umgeben von heimlich bewundernden Studenten auf der Bühne vorzuführen, war gewiß so übel nicht. Doch der Einfall reichte gerade nur für ein paar hübsche Szenen hin, ein zusammenhängendes, bewegtes Ganze spann sich aus dem Keime nicht hervor. Die Liebesgeschichte mit dem glattgeschietelten professionalen Streber fiel völlig ins Banale. In der „Siegesfeier“ ist dasselbe Mißverhältnis, nur daß hier die Arbeit noch viel flüchtiger. Blick für Neues, ein experimentierender Bühnenspielsinn in der Wahl des Gegenstandes, ein paar wirksame, geschickte Szenen, und dann, da die Erfindungskraft alsbald verjagt, das Ding indes um jeden Preis den Umfang eines Dramas haben soll, ein sader Wasserzug! Die Rechnung ist ganz richtig, daß es ein amüsanter Kontrast sein müßte, die Römer, die man in so viel gepanzerten Heldentragödien über das Theater stolzieren sah, einmal in ihres Lebens Prosa anzuschauen, im Lichte einer bürgerlichen Komödie. Und warum sollte der Komödienheld nicht wie Pacubius in der „Siegesfeier“, gleich seinem Schöpfer Hermann Katfch, ein Maler sein, der in der Brust plötzlich den Bedruf dramatischer Muse vernimmt und nun im römischen Kostüm den ganzen Kursus der Autorenängste durchmacht? Das hätte, durch den Reiz des Historischen gesteigert, eine lustige beziehungsreiche Persiflage auf die im Stern immer gleichen menschlichen Eitelkeiten werden können. Können! Geworden ist blutnig.

Mit dem zweiten Akt erschöpft sich alles Interesse. Pacubius hat in seiner Werkstatt ein Trauerspiel „Niona“ geschrieben, von dem er hofft, es werde bei der Siegesfeier des großen aus Afrika heimkehrenden Scipio gespielt werden und ihm selbst aus allen Mützen

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag:

helfen. Ein anschlüssiger Kopf, hat er für eine neue Sensation gesorgt. Der Schatten eines Toten soll in dem Stück erscheinen, aber nicht wie sonst, seitwärts aus der Coullisse herauskommend, sondern aus einer Vertiefung sich erhebend. Die technische Erfindung ist sein Werk. Sener zweite Akt spielt im Minerva-Tempel, wo das Theaterbölckchen sich am Abend bei der Kunst und Wein ergötzt. Wie Pacubius, um huldigend dem Scipio das Pergament zu überreichen, mit poetischem Schauer dem gezeichneten Raume naht, wie die Komödianten, Männlein und Weiblein, erst mit dem Standbild der Minerva, dann mit dem naiv geduldigen Dichter ihre übermühtigen Poffen treiben, der Eintritt des frommen ernstigen Scipio, sein Wechselgespräch mit Pacubius, die Annahme des Stüdes, das ist alles bewegt und bühnenwirksam dargestellt. Was weiter folgt, enttäuscht dann freilich um so mehr. Der dritte Akt versucht es mit trivialen Schwankeffekten. Die Tragödie wird geprobt, ein Gläubiger, der den Dichter verfolgend auf die Bühne dringt, verschwindet in der Vertiefung und der Mime, der die Heldin tragieren soll, verfällt, des süßen Weines voll, lautstüchardend in Schlaf! Aber diese abgestandenen Späße sind nur des Nebels kleinerer Teil. Das Schlimmste ist das süßlich philosophierende Gerede im letzten Akt. Statt Scipio, den großen Römer, anzupumpen, folgt Pacubius dem Gläubiger willenlos als Schuldtracht. Er streicht Bretter an auf dem Hof des Herrn, wie der erste beste Sklave, und erzählt zwischendurch ein Langes und Breites, jetzt habe er sein altes Lachen wieder, jetzt sei er frei. Warum? Nicht er, der Herr hat für sein Wohl zu sorgen! Poetenlogik. Es soll wahrscheinlich eine Läuterung sein, denn als nun Scipio kommt um Pacubius anzulösen, und als dieser hört, man wird sein Drama trotz des Mißerfolges in der Probe spielen, erklärt er stolz, mit gleicher Kraft den Beifall, wie den Durchfall zu ertragen.

Mit gleicher Kraft beklatschten auch die Freunde des Autors das wenige Geklungene und das viele Schlechte. So stark war die Begeisterung, daß, als nach dem dritten Akt von oben her ein Pfiff ertönte, der Unwille zum Sturm bedrohlich anschwellt. Man hätte den Offenberzigen beinahe vor die Thür gesetzt. Wenn Pacubius ähnlich beschützt wird, kann es der „Niona“ bei der Premiere vor dem Römervolk nicht fehlen. —

dt.

Humoristisches.

— In der Freude. Bauer (dessen Büchse auf der Nahrungsmittel-Ausstellung prämiert wurden, gerührt): „Ach, wenn das mei' Schweinle noch hätt' erleben könne!“

— Die neue Orthographie. Schüler: „So schön soll's halt alleweil bleiben, daß man schreiben darf, wie man mag, und daß sich der Herr Lehrer selbst nimmer auskennt!“

— Eine angenehme Hofe. Bauer: „Geh' Alte, lang' mer amal mei' lederne Hof'n her — die da hinten im Eck steht!“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Clara Viebig hat vier Einakter („Die Bäuerin“, „Fräulein Feschholzen“, „Im Arbeitshaus“ und „Die Mutter“) vollendet, die den Gesamttitel „Der Kampf um den Mann“ tragen sollen.

— Die „Moderne Bühne“ bereitet als nächste Aufführung ein Stück von Wilhelm Schmidt „Mutter Landstraße“ vor.

— „Die stillen Stuben“, ein Schauspiel von Sven Lange, ist vom Kleinen Theater zur Aufführung angenommen worden.

— Max Dreyers Drama „Das Thal des Lebens“ wurde im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg mit großem Beifall aufgenommen.

— Herzels Schauspiel „Solon in Lybien“ erzielte bei der Erstaufführung im Neuen deutschen Theater zu Prag einen starken Erfolg.

— „Liane“, ein Musikdrama von Walter Kahl, Text von Wilhelm Eberhard Ernst, geht am 18. März erstmalig im Straßburger Stadttheater in Scene.

— Die Preise der Akademie der Künste fielen diesmal auf Arthur Hoffmann (Großer Staatspreis für Bildhauer = 3300 M.), Otto Kuhlmann (Staatspreis für Architekten = 3300 M.), Walter Schüke (Dr. Paul Schüke-Preis für Bildhauer = 3000 M.) und Franz Türck (Vöckgen-Preis für Landschaftsmaler = 600 M.).

— Eine Sammlung von mehr als 8000 tierischen und pflanzlichen Einschlüssen in Bernstein, die in russischem Besitz war, ist nach einer Mitteilung der „Königsberger Hartungschen Zeitung“ für Königsberg angekauft worden, um zur Vervollständigung der dortigen Sammlung zu dienen.

c. Hygiene im Altertum. In einem Vortrag, den Arthur Evans in Athen kürzlich über die Ausgrabungen in Knossos hielt, führte er aus, daß man in dem zweistöckigen Palast des Minos eine so vollkommene Beobachtung sanitärer Vorschriften gefunden hat, daß man jetzt, nach Verlauf von 3000 Jahren, an dem System schwerlich etwas bessern könne.

Bornwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.